

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 30 (1940)
Heft: 8

Artikel: Lappische Humoreske... : Wie Matti Aiko zu seinem Kuss kam
Autor: Alboth, Herbert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637886>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lappische Humoreske

Wie Matti Niko zu seinem Ruß kam.

Von Herbert Mboth

Es ist nun so, daß ich Lappe bin. Ich verbrachte meine Jugend im Lappendorf Karasjok, hoch oben in den Finnmarken, da es zu meiner Zeit keine anderen Norweger als den Pfarrherrn und den Lensmann gab. Wir konnten praktisch gesprochen kein Wort norwegisch dort oben.

Ich war wohl dreizehn, vierzehn Jahre, als dies geschah, was ich jetzt erzählen will. Ich habe mich in ein norwegisches Mädchen verliebt, dem Dienstmädchen des Pfarrherrn, ein herrlich großes, blondes und fettes Mädchen. Sie brachte meine Augen zum Glänzen und mein bleiches Gesicht zum Glühen — sie verwandelte mein vierzehnjähriges Herz in eine Räuberhöhle.

Sie hieß Oline. Ich war vorher schon ein wenig verliebt gewesen; doch Oline war die erste, die meine Gedanken um einen Ruß kreisen ließ. Großer Gott, wie war sie rein und feist.

Ich half ihr beim Mangeln der Wäsche. Ich schaute mich verrückt an ihrem Mund. Doch da war etwas, das hieß Unterhaltung und Konversation in dieser Welt, es ist ja so etwas, das einleitet, besser gesagt das Vorläufige macht — damit etwas grünen kann, braucht es ja immer Erde, Sonne und Regen . . .

Doch ich konnte nicht norwegisch, und Oline konnte nicht lappisch. So standen wir und mangelten mit allen Kräften Kleider, ohne auch nur ein Wort zu wechseln. „Wie wäre es, wenn du etwas lächeln würdest“, sagte ich zu mir selbst. Doch da begann ich schon einzufehen, daß ich ein jämmerlich schlechter Kavallerie sein mußte, und eine vierzehnjährige Unschuld ist kein welterfahrener Matrose, der auf norwegisch mit den herrlichsten Wendungen auf chinesisches und spanisches kommen kann, so daß die Mädchen in China genau so verständnisvoll lächeln, wie die Mädchen in Bergen und Hammerfest.

Nein, da war nicht die Spur von einem Lächeln aufzutreiben; doch mein Gesicht wurde so steif und verzogen, daß Oline glauben mußte, ich hätte Zahnschmerzen.

So lächelte Oline. Doch sie lächelte so fromm und unschuldig — daß es ihr bestimmt fern liegen mußte, in mir diesen Gedanken zu vermuten.

Ich schämte mich über meine heidnischen Gedanken. Ich schämte mich schrecklich. Doch ein Ruß ist immer noch ein Ruß: eines kleinen Himmelreiches Heimlichkeit, für den, der noch nie eine geliebte Oline geküßt hat. Trotz allem konnte ich meinen Rußplan nicht aufgeben. Geschieht es nicht heute, so mag es morgen geschehen, einmal muß es geschehen.

Was die Sprache anging, war ich nun doch nicht so ganz ratlos. Ich hatte wirklich einige norwegische Brocken gelernt. Ich wußte unter anderem, daß „han“ einen Mann bedeutet, und „hun“ eine Frau. Nach einer kleinen Pause sagte ich in klingendem Norwegisch:

„Du bist sie, und ich bin er.“

Da lächelte Oline. Doch ich lächelte nicht. Ich hatte nicht den Verdacht, daß sie mich narren wollte, Oline hatte eine Goldseele. Ich aber verstand, daß ich unwillkürlich etwas verrücktes gesagt haben mußte, aus dem nie eine Konversation entstehen konnte. Mit meiner Aussage wollte ich nur zeigen, daß ich des Norwegischen nicht so ganz unkundig war, ich wollte mich hervortun.

Nein, Oline nahm sich dessen an und sagte ganz ernst:

„Ja, das ist richtig. Du kannst ja Norwegisch.“

Ja, Gott segne Oline. Sie hatte eine Seele von Gold. Endlich fand ich die Anleitung, ihr näher zu kommen. Sie strich mir über das Haar.

„Du hast wirklich schwarzes Haar.“ Sie strich mein Haar so fest und selbstverständlich, sie sagte das so einfach, so rasch, daß ich sieben Jahre jünger wurde. Ja, Gott segne Oline, sie

war ein gesunder und vernünftiger Mensch. Die große Lampe leuchtete mehr als sonst, und auch Oline schien für mich höher als gewöhnlich; es war so viel zu hoch, viel zu hoch zu ihrem süßen Mund. Ich gab jeden Gedanken auf, daß es diesmal etwas werden würde. Ja, es war sogar zweifelhaft, ob es überhaupt einmal etwas werden würde. Mit lebender Einsicht ging ich diesen Abend nach Hause. Hoch hängt es, und sauer ist es . . . Doch wir sollten auch am nächsten Tag Kleider mangeln.

Ja, so blieb mir nichts anderes übrig, als wieder auf eine Konversation auszugehen, die zum siebenten und letzten Mal meinen Wunsch endlich in Erfüllung bringen sollte.

„Fahren“, sagte ich.

„Fahren?“

„Ja, Sonntag, fünf Uhr.“

„Um fünf Uhr?“

„Ja, ich nur und du. Pferd.“

„Mit Pferd?“

„Ja, Pferd.“

Auch Schellengeläute und Schlittenfahrt kann ans Ziel führen. Die Konversation war nun auch in Gang gekommen und der Ruß konnte früher nahen als man nur ahnte.

Am Sonntagnachmittag machte ich mich mit Pferd und Schlitten und in meinem ganzen Staat auf den Weg. Ich hatte eine wundervolle Jacke aus Renntierkalbfell, und um meine Otterfellmütze mit einem großen vierkantigen Hutboden flatterten rote Bänder, meine Lappenschuhe waren aus leuchtend weißem Renntierfell, mein Gesicht glühte vor glückseligen Ahnungen.

Der Pfarrherr kam eine lange Pfeife rauchend heraus.

„Ja, du willst nun zusammen mit einem Mädchen ausfahren.“

Der gute Pfarrherr sollte meine düsteren Pläne nur gekannt haben.

„Und du nimmst dich so wichtig, daß du gerade ein norwegisches Mädchen als Dame haben mußt. Ja, du bist mir noch ein Lustiger.“

Ich lächelte unschuldig, und so kam Oline eingehüllt in Pelze und Schale, denn es war fast dreißig Grad kalt.

Wir fuhren davon, ich knallte mit der Peitsche, und das junge Pferd macht sein bestes, wir fuhren immer schneller — Die Aussicht auf einen Ruß — wie eifrig kann man nicht werden, wenn man nie vorher eine geliebte Oline geküßt hat.

Wir fuhren direkt aus dem verschneiten Dorf hinaus, hinunter auf das Eis des Flusses, weiter über die weißen Weiten und wieder hinunter auf das Eis des Flusses. Der aufgewirbelte Schnee und die dreißig Grad Kälte machten, daß sich Oline immer mehr in ihre Umhüllung zurückzog — ich sah nichts mehr als ihre Stirne, und nicht ein einziges Wort kam aus diesem Pelzhäufchen. Der Gedanke an einen Ruß hatte mich von Anfang an warm gehalten, doch diese Wärme war schon lange in Frostwolken aufgegangen. Ich wurde von untröstlichen Gedanken ergriffen — das war nun auch ein verzweifelter Einfall von mir — zu glauben, daß Flußeis und dreißig Grad Kälte die richtigen Mittel zur Weckung einer Rußstimmung sein sollten.

„Oh Gott, wie ist es kalt“, sagte Oline.

„Pferd wenden“, sagte ich.

Ich versuchte, ihre Hand zu fassen — jetzt oder nie, dachte ich.

„Kalte Hand“, sagte ich.

„Ja“, sagte sie, und steckte die Hand wieder in den Renntierfellhandschuh.

Wir schlugen nun um. Während wir heimwärts fuhren und gerade auf dem letzten Flußstück uns befanden, kam ich auf eine glänzende Idee: der Hügel, der zum Fluß hinunter führt, ist steil, und der Weg macht gerade unter der steilsten Stelle eine Wendung — ich will nun dafür sorgen, daß sich der Schlitten ganz einfach überschlägt — oho — nun hab ich es!

Ich ließ das Pferd in voller Fahrt über den Hügel setzen, und genau im richtigen Augenblick mußte das Pferd die Schwentung machen: wir überschlugen uns, Dline und ich rollten übereinander in den Schnee, und im Nu hatte ich sie umfaßt — Ruß — in der Verwirrung soll man dies machen, es ist aufgerührtes Wasser, in dem man fischen soll — Ruß

— noch eine Runde — Ruß — Ruß — meine Beine verwickelten sich in den Leinen — aber nur weiter Ruß, Ruß! — Ich spürte einen rasenden Ruck in den Beinen, ich verlor den Halt an Dline und wurde ein Stück durch den Schnee geschleift. Meine Beine rissen sich aus den Leinen, und als ich mich erhob, sah ich das Pferd im vollen Galopp über das Eis setzen — in einem rasenden, wilden Galopp. Hier stand ich und dort stand Dline.

Was Dline sagte, was der Pfarrer sagte, was sie zu Hause bei mir sagten, das will ich still verschweigen, und auch heute noch schweige ich.

Doch ich küßte auf alle Fälle Dline.

Der Scheidungsturm.

Ein französischer Jurist hat vor kurzem bei einem Scheidungsprozeß in Paris den Vorschlag gemacht, man solle Eheleute, die sich scheiden lassen wollen, zunächst einmal acht Tage lang getrennt einsperren, in dieser Zeit könnten sie sich die Sache erstens gründlich überlegen und dann doch vielleicht noch Sehnsucht nacheinander bekommen.

Die alten Zürcher faßten das Problem anders an. Sie beschloßen ganz das Gegenteil: Wer sich scheiden lassen wollte, mußte zwangsweise auf Staatskosten für eine Woche ein gemeinsames Turmzimmer mit seinem verhaßten Ehepartner beziehen. Und der Erfolg? Acht Tage aufeinander angewiesen, keinen bösen Redereien ausgekehrt, kamen die, die einander bekämpfend in den Käfig gegangen waren, als sanfte Täubchen wieder zum Vorschein. Heute noch steht der Turm, in dem solches geschah. Oben am Fenster haben sie gefessen, die feindlichen Paare, der eine schaute nach Süd, der andere nach Nord, aber es war dieselbe Stadt, die zu ihren Füßen atmete, der See, darunter die Hügel und das Tal der Sihl. Es war wie ein Feiertag, ein kleiner Urlaub, eine Reise, auf der man Rechnung machte über alles, was bisher geschah. Und am vierten oder fünften Abend, da saß sie nicht mehr gegen Nord und er gegen Süd, sondern sie blickten gemeinsam in eine Richtung, sie standen am gleichen Fenster, sahen auf die Häuser und auf die Menschen herab; man begann die Unsinnigkeiten und Widerwärtigkeiten des Lebens einzubekennen und schämte sich. Es war ja doch albern und lächerlich, dieser kleinen Nichtigkeiten wegen sich gegenseitig das Leben schwer zu machen. Da oben vom Turm sah alles so kleinlich und unscheinbar aus. Hier kam die Einsicht bald zur Welt. Und wenn man dann nach der aufgezungenen Turmwoche wieder nach Hause ging, Arm in Arm, abends, damit man nicht gleich am ersten Tag wie Wiedergeborene begrüßt wird, dann freute man sich gemeinsam und dankte im stillen den vernünftigen Stadtvätern ob der weisen Einrichtung.

Manches Paar ging aus diesem Turm wie neuvermählt hinaus und die Scheidungszahl nahm rapid ab. Der eine Turm wollte nicht mehr genügen und die Stadtväter erwogen ernsthaft den Plan, auf der anderen Seite der Stadt noch einen Turm errichten zu lassen. Der Altrichter der Stadt, dem die Zuweisungen der Turmzimmer oblagen, hatte selten ein Zimmer zur Verfügung. Oft mußten Paare, die sich scheiden lassen wollten, zu einem späteren Termin vor Gericht erscheinen, weil die Richter zu keiner Scheidungslage kommen wollten, wenn nicht die Gewähr gegeben war, daß man die beiden sich beherrschenden Gatten in den Turm sperren könnte. Alles ging so in schönster Ordnung. Doch eines Tages sollte dieser schöne Brauch der Zürcher Bürger ein jähes Ende nehmen. Daran waren weder die Scheidungspaare, die damals den Turm bewohnten, schuld, noch der Altrichter Regli, sondern

zwei junge Leute, die, die Sitten der Stadt mißachtend, die Turmzimmer einer anderen Verwendung zuführen wollten. Eines Tages erschien bei Altrichter Regli im Scheidungsgericht ein junges Paar und bat, geschieden zu werden. Die beiden Leute brachten gegeneinander alles mögliche vor und sprühten derart vor Feindschaft gegeneinander, daß der Richter, der ja von den Verhandlungen her auf verschiedenes gewöhnt war, erklärte, daß auch das Turmzimmer in diesem Fall aussichtslos wäre. Aber einen Versuch wollte er doch wagen, und so wurden die beiden jungen Leute in den Turm gesperrt.

Zwei Tage später schwirrten in der Stadt die wildesten Gerüchte. Mitten am helllichten Tag war die Tochter des biederen Wirten Hauser aus der Seestraße verschwunden. Sie war um acht Uhr morgens fortgegangen und seither nicht mehr gesehen worden. Der gesamte Zürcher Polizeiapparat wurde aufgeboten, um das Kind des ehrenwerten Bürgers zu finden. Die Hauser Lotte war ein großes, fiesches Meitli, um die sich schon viele beworben hatten. Aber sie gab sich mit niemanden ab. Irgendwie munkelte man von einer geheimen Liebe, aber was richtiges wußte niemand. Zwei Tage waren schon vergangen, aber noch immer konnte die Polizei nichts in Erfahrung bringen. Vielleicht hätte die Sache noch einige Tage gedauert, wenn sich nicht Altrichter Regli, als er gerade über die Nachforschungen der Polizei las, an das sonderbare junge Paar erinnert hätte, das sich scheiden lassen wollte. Er ließ sich vom Amtsdienner rasch die Schlüssel bringen und besuchte, gegen seine Gepflogenheit, selbst den Turm und die beiden jungen Leute. Und da geschah es, daß sich Vater Regli zum ersten Mal über den Turm ärgern mußte. Denn die beiden jungen Leute, das stellte sich bald heraus, waren die Lotte Hauser und ein Zürcher Student, ihr heimlicher Bräutigam. Beide mußten den Turm, der für sie sechs Tage Glück und Seligkeit bedeutet hätte, schon nach drei Tagen verlassen. Daß sie darob gar nicht erfreut waren, ist verständlich. Doch ganz zuletzt vollbrachte der Turm noch eine gute Tat. Der Student bekam seine Lotte und die Hochzeit wurde zu einem Volksfest für die Stadt.

Die diesem Vorfall folgende Stadtratsitzung nahm einen bewegten Verlauf. Es wurde beschloßen, den Turm zuzusperren und von nun an der Gerechtigkeit auch in Scheidungsprozessen freien Lauf zu lassen. Der Turm am Limmatquai ist seither versperrt. Die Fenster sind grau geworden vom Wind und Wetter der Jahre, stumm blicken die Zinnen herab und an den Erkern hängt ein Spinnfaden neben dem anderen. Oft blicken Männer und Frauen, junge und alte, den Turm hinauf, zählen die Fenster, die noch ganz geblieben oder beobachten die Schwalben, die hoch oben, im letzten Erker ihr Nest aufgeschlagen haben und den Zürchern ein Vorbild glücklichen Familienlebens geben.